

## Am 27. November schreibt Lea

*Einen wunderschönen guten Abend wünsche ich euch allen!*

Ich habe mich nun schon etwas länger nicht gemeldet, obwohl wir schon seit dem 12. November wieder aus dem Dorf zurück sind. Einige Tage darauf begann für uns jedoch gleich der nächste Abschnitt unseres Aufenthaltes: Wir sind jetzt in ein festes Programm eingebunden, in dem wir abwechselnd in dem Bridge-Course-Camp für Mädchen hier in Semiliguda den Unterricht übernehmen, mit dem Health-Care-Team in die Dörfer fahren, Medikamente verteilen und die Kinder wiegen, messen etc. oder hier im Office Dokumentationsarbeit leisten. Meine Dorfzeit hat mir super gefallen. Hier mein Bericht über die 34 Tage dort. Ich habe die Zeit sehr genossen und wäre wirklich gerne etwas länger dort geblieben - in Dokriguda.

Dokriguda hat 211 Einwohner, die zu den Ureinwohnern Indiens, den Adivasi zählen. Sie gehören zum Stamm der Godova, ihre Sprache trägt die gleiche Bezeichnung. In Orissa gibt es über 62 verschiedene Stämme. Die Godova stammen ursprünglich aus dem Nachbarstaat Andhra Pradesh, leben jedoch bereits seit mehreren Jahrhunderten in großer Zahl auch in Orissa. Das Dorf liegt relativ hoch, so dass die Berge drumherum gar nicht so hoch erscheinen. Auf diesen Bergen werden seit geraumer Zeit Aufforstungsprojekte betrieben. Größtenteils sind die Hänge mit brusthohem, dornigem Gestrüpp und jungen Bäumen bewachsen, die dicht bewaldeten Abschnitte sind noch ziemlich klein. Dokriguda besteht eigentlich aus zwei Dorfhälften, die an gegenüberliegenden Hängen liegen. In der größeren leben 22 Familien, in der anderen 16. Unser Leben spielte sich fast ausschließlich in dem größeren Teil ab.

Als Sven und ich am 10. Oktober abends ankamen, waren viele Einwohner unterwegs bei Freunden und Verwandten, weil gerade ein Feiertag war. Wir wurden jedoch von den anderen herzlich begrüßt und durften gleich ihr selbstgebrautes Reisbier probieren, das auf Oriya *Pendum* heißt und auf Godova *Mal*. Überraschenderweise wurden wir nicht in einer Gastfamilie untergebracht, wie uns zuvor erzählt worden war, sondern im Gemeinschaftshaus, in dem unter anderem Musikinstrumente sowie drei Tonnen mit verschiedenen Samen gelagert werden. Der einzige Raum war vielleicht neun Quadratmeter groß, so dass wir gerade Platz hatten, ein Moskitonetz anzubringen. Geschlafen haben wir auf „Matratzen“, die jedoch eher an Isomatten aus Stoff erinnern.

Den ersten Tag habe ich größtenteils damit verbracht, das Dorfleben und die Umgebung zu beobachten. Am Abend gab es dann ein Meeting auf dem Versammlungsort (*Shadar*) mit vielen Dörflern, bei dem Mohan, der WIDA-Mitarbeiter, der uns begleitet hat, uns gegenseitig vorgestellt hat. Da es aber schon dunkel war und es keinen Strom gibt, konnten wir die Gesichter nur im Schein einiger Taschenlampen erkennen. Den einzigen Namen, den ich mit einem Gesicht verbinden konnte, war an dem Abend Komla Khora. Sie ist schon seit drei Jahren sozusagen Bürgermeisterin über 15 Dörfer, und ihre Familie hat in gewisser Weise die Rolle einer Gastfamilie übernommen. Zu ihr gehören Komla, ihr Mann Sonia, der etwa 16-jährige Sohn Ghenu, die 14-jährige Tochter Sumita und zwei „Adoptivkinder“ Danmoti und Ghasiram. Wir haben uns sehr gut verstanden und haben beim Essen immer sehr gelacht, wenn sie versucht haben, uns ihr Oriya, Godova, Kuvi, Telgu, Hindu oder noch andere Sprachen beizubringen und wir ihnen Englisch und Deutsch. Die erste Zeit war es sehr schwierig, sprachlich überhaupt irgendeine Art von Kommunikation hinzubekommen. Da waren wir beide echt froh, Mohan bei uns zu haben. Als er dann immer öfter dem Dorfleben

entflohen und die Zeit lieber bei seiner Familie zehn Kilometer weiter verbrachte, konnte ich mich schon einigermaßen verständigen.

Ich habe mit den Familien viel auf den Feldern mitgearbeitet. Reis- und Roggenernte mit einer kleinen Handsichel, Unkraut jäten im Ingwerfeld sowie Koriander und Ingwer ernten für die Markttage. Der geerntete Reis und Roggen muss erst auf den Feldern zum Trocknen ausgelegt, dann von Frauen auf dem Kopf gut einen Kilometer zum Lagerplatz getragen und zu Pyramiden aufgestapelt werden. Die Männer tragen die großen Ballen an „Tragstämmen“ auf den Schultern. Manchmal bin ich morgens vor dem Frühstück mit den Frauen losgezogen, um Feuerholz zu holen. Das heißt man wandert vielleicht ein bis zwei Kilometer die Berge hoch und schlägt junge Bäume, die zu großen Packen zusammengeschnürt werden, um sie dann ins Dorf zu tragen, auf dem Kopf. Da ist man auch gute 2,5 Stunden unterwegs. Dagegen war es dann sehr entspannt, den ganzen Tag mit dem Vieh die Berge hochzukraxeln und sich durch das Dornengestrüpp zu kämpfen. Man konnte einen super Ausblick und ausgiebig Sonne genießen und einige Heilpflanzen kennenlernen. Nur bei Regen hingen die Wolken sehr tief in den Bergen, und wir konnten nicht so weit nach oben, weil man mit Bären rechnen muss.

Da es keine Elektrizität gibt, tanzen die Einwohner noch oft ihren traditionellen Tanz (*demsha*) und machen die Musik selber. Meistens tanzen nur die Frauen, und die Männer spielen die Trommeln, Flöten und Zupfinstrumente, aber ab und zu schließen sie sich auch dem Kreis der Frauen und Mädchen an - vor allem, wenn es tagsüber einiges an *Pendum* gab. Wir waren so gut wie jede Woche auf einem anderen *tribal*-Markt, und ich habe nun zwei Saris und jede Menge Armreifen. Alleine um den Körper binden kann ich mir diese sechs Meter Stoff aber immer noch nicht.

Normalerweise sind wir so gegen 7 Uhr morgens aufgestanden, waren da meist aber schon einige Zeit wach, weil direkt vor unserer Tür eine Wasserpumpe steht, und die Frauen und Mädchen spätestens ab 5 Uhr Wasser zum Kochen und Waschen holen. Oft sind sie sogar schon gegen 3 Uhr, also wirklich mitten in der Nacht, aufgestanden, um Reis zu stampfen, ein schönes dumpfes Hintergrundgeräusch. Nach dem Aufstehen haben wir auf dem Dach von Komlas und Sonias neuem Haus (ein richtiges großes Haus mit Flachdach, es ist seit fünf Jahren im Bau und wird vielleicht nächstes Jahr fertig) heißen Tee bekommen. Anschließend bin ich zum Beispiel etwas *Ragi* (eine Art Hirse) ernten gegangen oder Feuerholz holen, dann schnell in die kleine Quelle gehüpft zum Waschen, Klamotten und mich selbst, und dann gab es gegen 10 Uhr Frühstück: Reis mit verschiedenen Gemüsen und Früchten und Linsensoße, sehr lecker. Danach wieder Feldarbeit, einen Ausflug oder mit dem Vieh die Berge hochzukraxeln. Je nach Wetterlage kam man dann schon gegen 15:30 oder erst 17:30 Uhr zurück.

Zwischendurch gab es etwas Mais, Süßkartoffeln oder *Pedcho* (Ragi-Wasser) zum Essen/Trinken. Abendessen war gegen 19 Uhr, danach saßen wir meist noch etwas zusammen. An Regentagen lagen wir nicht selten schon kurz nach 19 Uhr im „Bett“; da wurde alles etwas vorgezogen, weil es unangenehm kalt und nass war und man höchstens unter der Woldecke warm wurde. Alternativprogramm für nach dem Essen war Musik machen und *demsha* tanzen.

Während unseres Aufenthaltes wurde drei Mal eine Art Babytaufe gefeiert, den ganzen Tag und die ganze Nacht. Die eine Familie hat zwei Fernseher inklusive Stromgenerator organisiert, und ich könnte wetten, dass fast das komplette Dorf tatsächlich von halb 9 abends bis halb 7 morgens durchgehend auf zwei TV's unterschiedliche Filme in voller Lautstärke geschaut hat, mit einem Abstand von etwa 20 Meter, und der eine stand die halbe Nacht direkt

vor unserer „Haustür“. Ein unglaubliches Erlebnis, aber durchaus nachvollziehbar, wenn man bedenkt, dass sie vielleicht nur ein- oder zweimal im Jahr so eine Möglichkeit haben.

Einige Male durfte ich auch bei dem traditionellen Pujhas-Fest dabei sein und Fotos machen. Bei diesem Fest wird dem Gott bzw. den Göttern dafür gedankt, dass Familien-oder Dorfmitglieder wieder gesund geworden sind oder auch für eine erfolgreiche Ernte. Einmal im Jahr feiert das ganze Dorf zusammen, dabei wird ein Tier geopfert, das ein Priester vorher auswählt. Normalerweise wird kein Fleisch gegessen, aber dafür wird freudig eine Ausnahme gemacht.

Außerdem muss ich unbedingt noch berichten, dass ich eine Made gegessen habe!! Aber was wäre auch ein Ureinwohnerstamm ohne derartige Vorlieben. Schön über dem Feuer geröstet schmecken die auch wirklich nicht übel, wenn man nicht darüber nachdenkt, was man gerade verspeist! Und Krebse gab es auch. Sie werden in den Reisfeldern, die ganzjährig etwa zehn Zentimeter unter Wasser stehen, gefangen und dann ebenfalls lebendig geröstet. Anschließend werden sie gegessen, samt schwarz gebranntem Panzer, nur die Scheren und die Augen werden vorher entfernt, und mir schmeckte es auch erstaunlich gut.

Laut Plan gibt es in Dokriguda 22 Latrinen. Ich glaube, hinter unserem Haus ist die einzige, noch funktionstüchtige, die von den ehemals 22 übrig geblieben ist. Denn sobald jemand dringend Steine benötigt, werden sie von den Latrinen abgeschlagen, so dass dann bald deren Wände fehlen. Die Dörfler halten dementsprechend ziemlich wenig von diesen „Toiletten“, die soweit ich weiß, die Regierung in einem Anflug von Großzügigkeit oder Mitleid? zur Verfügung gestellt hat.

Ich freue mich, bald wieder nach Dokriguda zu fahren und alle wiederzusehen!!! Hier in Semiliguda ist es im Vergleich dazu unglaublich schmutzig und voller Abgase, und die Nächte sind ziemlich hell und laut.

\*\*\*